

Hans-Joachim Maaz wird 70

Im Interview spricht der ehemalige Chefarzt über seine Zeit im Diakoniekrankenhaus und darüber, wie er zu DDR-Zeiten unter dem Schutz einer kirchlichen Einrichtung psychotherapeutische Konzepte entwickeln konnte.

mit Herz
für Mensch
und Gott

mit Herz
für Mensch
und Gott



Inhalt

- 3 Freie Bewegung in Sicherheit –**
Ein architektonisches Konzept hilft Demenzkranken bei der Orientierung
- 4 Die zweite Schicht nach Feierabend –**
Wie eine berufstätige Tochter ihre hilflose Mutter pflegt
- 6 Wunschberuf Altenpflegerin –**
Nora Scharsig liebt ihre Arbeit mit Senioren im Johannes-Jänicke-Haus
- 8 Erfolgsautor und Mediziner mit vollem Terminkalender**
- 12 Vor der Arbeit zur Behandlung**
Die Psychotherapie in der Poli Reil
- 13 Kirche im Diakoniewerk wird 120 Jahre**
- 14/15 Meldungen & Termine**
- 16 Die Moralfrage**

Sehr geehrte Leserinnen und Leser
der DiakoniewerkSchau,

das neue Jahr beginnt mit einer guten Nachricht: Wir kehren zu unserer alten Erscheinungsweise zurück. Das bedeutet, dass Sie von unserem Redaktionsteam im Jahr 2013 insgesamt viermal mit Neuigkeiten aus den Einrichtungen des Diakoniewerks Halle versorgt werden.

Im Zentrum unserer ersten, neu gestalteten Ausgabe steht der Geburtstag eines Mannes, der lange Jahre im Diakoniewerk seine berufliche Heimat und Wirkungsstätte hatte. Dr. Hans-Joachim Maaz wird dieser Tage 70. Der bekannte Psychotherapeut und Buchautor war bis vor fünf Jahren als Chefarzt der Klinik für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie im Diakoniekrankenhaus tätig. In unserem Interview blickt er zurück auf die Zeit, als er unter dem Dach und dem Schutz der kirchlichen Einrichtung psychotherapeutische Behandlungsmethoden etablierte.

Das Thema Demenz ist unser zweiter Schwerpunkt im aktuellen Heft. Wir stellen Ihnen das architektonische Konzept des Mathilde-Tholuck-Hauses vor, das den darin lebenden, an Demenz erkrankten Bewohnern und

Bewohnerinnen die Orientierung erleichtern soll. Außerdem kommt mit Reglindis Weber eine Angehörige zu Wort. Sie schildert ihren Alltag mit ihrer demenzkranken Mutter, die noch zu Hause betreut wird. Reglindis Weber beschreibt sehr offen, wie sich die Krankheit ihrer Mutter in das Leben ihrer Familie geschlichen und es stark verändert hat. Und sie berichtet über Hilfen: Zum Beispiel über einen Kurs für Angehörige von Demenzkranken. Der Kurs wird in regelmäßigen Abständen von der Klinik für Geriatriedes Diakoniekrankenhauses angeboten. Gerade zu Jahresbeginn hat eine neuer Kurs begonnen. Das Interesse der Angehörigen zeigt einmal mehr, wie wichtig solche Hilfen sind.

Natürlich finden Sie in unserem Heft viele weitere Neuigkeiten und Informationen aus den Einrichtungen des Diakoniewerks Halle. Wir wünschen Ihnen viel Spaß bei der Lektüre. Darüber hinaus möchte ich nicht versäumen Ihnen allen viel Kraft, Gesundheit und Glück für das Jahr 2013 zu wünschen.

In diesem Sinne
Ihre Elke Hirsch
Kaufmännische Vorständin
Diakoniewerk Halle

Architektonisches Konzept erleichtert Bewohnern und Mitarbeitenden im Mathilde-Tholuck-Haus Leben und Arbeit

Freie Bewegung in Sicherheit

Der Rundweg ist eine sichere Sache. Ganz gleich, ob man nach rechts oder links geht, er führt einmal um die Etage herum und kann sogar durch einen ebenfalls rund verlaufenden Abzweig auf die Terrasse und in den geschützten Garten unterbrochen werden. Ganz egal, von welchem Punkt ihrer Etage die Bewohner des Mathilde-Tholuck-Hauses auch starten, sie finden auf jeden Fall wieder in ihr Zimmer. Grund für dieses ausgeklügelte System ist eine architektonische Besonderheit der Einrichtung, mit der man den Eigenheiten der Bewohnerinnen entgegenkommen will.

„Als das Mathilde-Tholuck-Haus im Januar 2004 eingeweiht wurde, war klar, dass dort zwar körperlich mobile, jedoch an Demenz leidende Senioren mit Verhaltensauffälligkeiten einziehen werden. Dieser speziellen Ausrichtung kommt das architektonische Konzept entgegen,“ erklärt die Leiterin für den sozialen Dienst der Einrichtung, Susanne Götze.



Das Gefühl, sich nicht verlaufen zu können gibt den Bewohnern Sicherheit. Orientierung ist für sie besonders wichtig, denn die meisten von ihnen sind komplett orientierungslos, haben zudem noch einen gestörten Tag-Nacht-Rhythmus, zeigen herausforderndes Verhalten und leiden unter so genannten Hin- oder Weglauftendenzen. Das bedeutet, sie sind unruhig, laufen viel umher, suchen ihr altes Zuhause. – Ein Zustand, der nicht nur den Betroffenen selbst zu schaffen macht, sondern auch die Arbeit der Mitarbeiter erschwert. Denn die können nicht jeden Schritt der Bewohner überwachen.

„Im Alltag erleichtert uns das Rundweg-System unsere Arbeit,“ sagt Susanne Götze. Darüber hinaus hat es noch einen weiteren Vorteil: „Wir können die Leute laufen lassen, ohne ständig in Sorge sein zu müssen, dass ihnen etwas passiert.“ Auf diese Weise erhalten die Senioren zusätzlichen Freiraum. Gerade denen, die unter den so genannten Hin- und Weglauftendenzen leiden, verschafft die Bewegungsfreiheit Ablenkung, die letztlich auch dazu führt, dass sie ruhiger werden.



Für spezielle Einzelfälle schaffen die Betreuerinnen im Mathilde-Tholuck-Haus auch spezielle Lösungen. So für eine Bewohnerin, die früher im Johannes-Jänicke-Haus im so genannten Feldweg wohnte. „Als sie bei uns neu war, hat sie ständig nach dieser Adresse gesucht,“ erinnert sich Susanne Götze. Was lag da näher, als der Frau in der Nähe ihres Zimmers in den Rundweg ein Hinweisschild mit der Aufschrift „Feldweg“ zu kleben. Diesen habe sie sofort gut angenommen.

Anfangs seien die hohen, nicht tapezierten Wände des Rundlaufs gerade von den Angehörigen der Bewohner eher mit gemischten Gefühlen wahrgenommen worden. Und das, obwohl die Strecke von optisch gestalteten, sanft gerundeten Ecken und sogar von beheizbaren Sitzbänken aufgelockert wird, die zum Verweilen einladen sollen.

Inzwischen hat sich das Konzept längst bewährt. Die Bewohner haben es ohnehin von Anfang an als gegeben hingenommen. Überdies haben die Wände im Mathilde-Tholuck-Haus längst noch eine weitere Funktion übernommen: sie sind geschmückt mit Bildern und Texten, zum Beispiel von bekannten Märchen, die die Bewohner beim Gang durch das Haus fortlaufend lesen können. Susanne Götze: „Viele von ihnen nutzen das gern.“

Reglindis Weber aus Halle pflegt ihre demenzkranke Mutter.
Eine Unterbringung im Heim will sie ihr ersparen.
Der Alltag von Mutter und Tochter muss deshalb gut organisiert sein.

Die zweite Schicht nach Feierabend



Die Krankheit kam schleichend. Und sie fing scheinbar harmlos an: Als Reglindis Weber im Sommer 2010 aus dem Garten kam, traf sie auf ihre 83-Jährige Mutter. Kurz schien es so, als ob die alte Dame nicht wusste, wen sie da vor sich hatte. „Ich habe mir nichts dabei gedacht“, erinnert sich Reglindis Weber heute an diesen Moment. Und obwohl ihre Mutter damals nur für ein paar Sekunden desorientiert war, markiert dieses Erlebnis den Anfang eines nicht mehr aufzuhaltenden Abbauprozesses. Was Reglindis Weber zu dieser Zeit nicht ahnte: ihre Mutter litt bereits an einer beginnenden Demenz.

Seitdem sind zwei Jahre vergangen. Zwei Jahre, in denen sich der Zustand der Seniorin eher verschlechtert als verbessert hat. Aber auch zwei Jahre, in denen Reglindis Weber viel dazu gelernt hat über einen Zustand, der jeden treffen kann und wohl auch fast jeden trifft, der alt genug wird, ihn zu erleben.

„Das Leben mit einem Demenzkranken muss man erst erlernen“, sagt Reglindis Weber. Es gab Tage, an denen wechselte ihre Mutter die Straßenseite, wenn sie der Tochter in der Stadt begegnete. Später schien sie davon jedoch nichts mehr zu wissen. Ein anderes Mal war sie einfach aus der Wohnung verschwunden. Nach einer Suchaktion konnte die Polizei sie in einem Krankenhaus ausfindig

machen, in das sie eingeliefert worden war, nachdem sie orientierungslos durch die Nacht irrte. „Die eigene Mutter in einem solchen Zustand zu sehen, das nimmt einen selbst ziemlich mit“, sagt Reglindis Weber, die kurz zuvor ihren an Krebs erkrankten Mann verloren hatte.

Auch ihn hatte sie bis zum Schluss gepflegt. Und eigentlich kam für sie nicht in Frage, ihre immer hilfloser werdende Mutter in ein Heim einweisen zu lassen. „Sie hat gesagt, dass sie weiter zu Hause leben will. Deshalb versuche ich seitdem alles, um ihr das zu ermöglichen.“ Zunächst musste Hilfe organisiert werden. Seither wird die alte Dame von einem Pflegedienst versorgt. Um ihren Alltag besser zu strukturieren, besucht sie außerdem dreimal wöchentlich eine Tagespflegestation. Abends übernimmt Reglindis Weber die Betreuung.

„Wir essen gemeinsam zu Abend, dann bringe ich meine Mutter ins Bett“, erzählt die berufstätige Tochter. Doch wie schafft man es, nach Feierabend quasi täglich eine zweite Schicht einzulegen? Zunächst einmal muss man gut organisiert sein. „Ich versuche immer, mein Bestes zu geben, aber manchmal ist es schwer, die Ruhe zu bewahren, wenn man gestresst von der Arbeit kommt“, sagt die 51-Jährige mit Blick auf Desorientiertheit und falsche Sinneswahrnehmungen ihrer Mutter.

Ein wenig Erleichterung brachte ihr ein vertrauliches Gespräch mit ihrer Hausärztin. „Sie sagte mir, dass es völlig normal sei, wenn ich manchmal ungehalten bin. Das hat mir sehr geholfen.“ Inzwischen schafft es Reglindis Weber, sich abzugrenzen und eigene Freiräume zu organisieren. Zum Beispiel durch einen Kurzurlaub, den sie gemeinsam mit Bruder und Schwägerin verbracht hat. „Es waren nur ein paar Tage, aber ich wusste, dass meine Mutter in dieser Zeit von einer Nachbarin gut versorgt wurde. Und so konnte ich den Urlaub genießen.“

In den vergangenen Monaten hat sie außerdem gelernt, sich Hilfe zu holen. „Man muss selbst aktiv werden. Es gibt Angebote, die man nutzen kann, aber man muss selbst die Initiative ergreifen“, sagt die Mutter zweier erwachsener Kinder. So stieß sie zum Beispiel auf einen speziellen Kurs für Angehörige von Demenzkranken, der regelmäßig in der Klinik für Geriatrie des Diakonie-

krankenhauses (siehe Infokasten) angeboten wird. Dort traf sie auf Gleichgesinnte, bekam viele Informationen für den Umgang mit der Erkrankten und auch mit Behörden, und sie konnte Fragen stellen.

All diese Informationen haben sie auch ein bisschen stärker gemacht. Denn der richtige Umgang mit einer Demenzpatientin ist ein Prozess. Ganz wichtig sei es zum Beispiel, Konflikte zu entschärfen, in dem man sich selbst zurücknimmt. Außerdem müsse man sich darüber im Klaren sein, dass eine Demenz nicht mehr besser wird. „Inzwischen freue ich mich über jede Woche, in der sich der Zustand meiner Mutter nicht verschlechtert“, sagt Reglindis Weber. Und sie ergänzt: „Ich lerne jeden Tag dazu.“ Einen glücklichen Umstand nennt sie es, dass ihre Mutter zwar orientierungslos, aber – im Gegensatz zu vielen anderen Demenzkranken – nicht aggressiv sei. Das mache den Alltag und auch die Entscheidung, die alte Dame zu Hause zu betreuen, deutlich einfacher.

Wichtig sei für Reglindis Weber auch die Erkenntnis gewesen, dass Demenzkranke durchaus Freude in ihrem Leben empfinden können. Zwar gibt es Momente, da sitzt ihre Mutter einfach nur mit starrem Blick am Tisch. Ein Blick, der auch die Tochter traurig macht. „Denn ich weiß nicht, was hinter dieser Fassade vorgeht. Aber ich weiß, dass dieser Gefühlsausdruck eigentlich nicht ihrem Wesen entspricht. Schließlich war meine Mutter früher eine sehr lebhaft und kontaktfreudige Person.“ Deshalb versucht die 51-Jährige alles, um ihr schöne Stunden zu bescheren. Manchmal sei das ein bisschen, wie der Umgang mit einem kleinen Kind, darauf müsse man sich eben einlassen. Die Freude, die ihrer Mutter jedoch zum Beispiel nach einem gemeinsamen Ausflug ins Gesicht geschrieben stehe, entschädige für vieles. Einmal pro Woche gehen beide außerdem gemeinsam in ein Restaurant zum Essen. Pflichttermin sind auch Maniküre und der Gang zum Friseur. Reglindis Weber: „Dadurch gebe ich ihr das Gefühl, am Leben teilzunehmen.“ Und selbst, wenn meine Mutter es nicht direkt sagt,“ so meint die Tochter, „bin ich mir doch sicher, dass sie das zu schätzen weiß.“

Kurs zur Alltagsbewältigung für Angehörige von Demenzerkrankten

„Demenz und Alltagsbewältigung“, so lautet der Titel einer speziellen Schulung für die Angehörigen von Demenzkranken, die die Klinik für Geriatrie des Diakoniekkrankenhauses seit Anfang 2009 regelmäßig anbietet. Mit großem Erfolg, denn gleich in der ersten Runde war das Interesse so groß, dass zwei Kurse parallel angeboten werden mussten.

Am 15. Januar hat ein neuer Kurs begonnen, in zwölf Sitzungen vermitteln Dr. Sabine Reuter, Chefärztin der Klinik für Geriatrie im Diakoniekkrankenhause und die Dipl.-Psychologin Grit Vöcks sowie externe Experten den Kursteilnehmenden theoretisches Wissen und praktische Tipps für den oft schwierigen Umgang mit der Krankheit. Dabei referieren Spezialisten, unter ihnen Juristen, Sozialarbeitende und Pflegedienstleitende zu Themen wie Patientenverfügung oder der Suche nach einem geeigneten Heim. Nicht selten leben die pflegenden Angehörigen in einem schwierigen Spannungsfeld. Einerseits müssen sie lernen, zu verstehen, warum man mit Demenzpatienten anders umgehen muss, als mit so genannten normalen Leuten. Andererseits ist die Belastung für sie oft extrem hoch. Denn in aller Regel brauchen die Patienten eine rund-um-die-Uhr-Versorgung, die sehr an den Kräften zehrt. Überforderung und Schuldgefühle können die Folge sein.



Deshalb sollen die Angehörigen in den Kursen auch lernen, sich selbst zu schützen. Und nicht minder wichtig: Sie erhalten außerdem die Chance, sich mit Gleichgesinnten auszutauschen.

Anmeldungen für den nächsten voraussichtlich im Sommer stattfindenden Kurs sind bei Dipl.-Psych. Grit Vöcks unter Tel.: 0345 7787226 möglich.

Nora Scharsig hat im Diakoniewerk gelernt und ist nun auch dort tätig.

Wunschberuf Altenpflegerin



Als Besucher merkt man schnell: Nora Scharsig ist bei den Bewohnern des Johannes-Jänicke-Hauses sehr beliebt. Die junge Altenpflegerin hat ein gutes Händchen für Senioren, viel Einfühlungsvermögen und keine Berührungängste. „Es ist schön, wenn ich die Bewohner mit einem Scherz oder einem kleinen Gespräch aufmuntern kann,“ sagt die 23-Jährige, die ihre Berufswahl bisher nie bereut hat. „Ich bin sehr zufrieden und meine Arbeit macht mir wirklich großen Spaß.“

Ganz bewusst hat sie sich für eine Ausbildung zur Altenpflegerin entschlossen. Es war in der elften Klasse des Gymnasiums als ihr klar wurde, dass der Beruf der Altenpflegerin genau das war, was sie machen wollte. „Ich wusste ohnehin schon, dass ich nicht studieren wollte, das wäre mir zu trocken gewesen“, sagt die junge Frau, die bereits vorher ein Praktikum im Mathilde-Tholuck-Haus absolviert hatte und dabei schon tiefere Einblicke in die Arbeit mit Senioren bekam. Also bewarb verließ sie nach der elften Klasse das Gymnasium mit einem erweiterten Realschulabschluss, bewarb sich im Jahr 2007 im Ausbildungszentrum des Diakoniewerks um eine Lehrstelle und wurde genommen. Ein Glücksfall, denn nach erfolgreichem Abschluss ihrer Ausbildung mit der Note „Gut“ wurde ihr drei Jahre später tatsächlich ein Job im

Johannes-Jänicke-Haus angeboten. „Ich war froh darüber, denn damals konnten nicht alle Azubis übernommen werden,“ erinnert sie sich.

Seit zwei Jahren ist sie nun im Johannes-Jänicke-Haus tätig. Trotz Zeitdruck bemüht sie sich, auf die Bedürfnisse der Bewohner einzugehen. Dass die Arbeit eines Altenpflegers mit Schichtarbeit einher geht und auch körperlich durchaus schwer ist, stört sie nach eigenem Bekunden bisher nicht. „Man bekommt so viel von den Leuten zurück,“ meint sie und ergänzt „Ich finde es zum Beispiel sehr schön, wenn ich morgens um sechs noch etwas müde zur Frühschicht ankomme, und die Senioren mich schon freundlich begrüßen.“

Übrigens, Nora Scharsig stammt aus einer regelrechten Altenpflege-Dynastie. Denn nicht nur ihre Mutter – die ebenfalls im Johannes-Jänicke-Haus tätig ist – sondern auch ihre Oma haben diesen Beruf erlernt. „Dadurch war ich schon frühzeitig damit konfrontiert,“ sagt die gebürtige Hallenserin, die inzwischen sogar schon einen Karriereschritt nach oben genommen hat: seit Oktober 2012 ist sie als Wohnbereichsleitung eingesetzt, wofür sie nochmals eine einjährige Ausbildung absolviert hat. In ihrer neuen Stellung trägt sie nun die Verantwortung für rund 20 Mitarbeiterinnen und 56 Senioren in ihrem Bereich.

Und was ist das schönste an ihrem Job? Da muss sie nicht lange überlegen: „Dass man helfen kann, oft auch mit kleinen Gesten.“ Psychologisches Geschick sei dabei genauso erforderlich wie Interesse für die alten Menschen und ihre oft spannenden Lebensgeschichten. Nora Scharsig: „Das möchte ich nicht missen.“



Der ehemalige Chefarzt Dr. Hans-Joachim Maaz ist ein vielbeschäftigter Mann. Trotz neuer Projekte hat er sich die Zeit für ein Gespräch mit Ines Godazgar genommen. Darin wird deutlich: Maaz hat in den nächsten Wochen nicht nur viel Arbeit, sondern auch reichlich Grund zum Feiern.

Erfolgsautor und Mediziner mit vollem Terminkalender



Der Psychotherapeut Dr. Hans-Joachim Maaz ist längst bundesweit bekannt. Als Autor eines der wichtigsten Nachwende-Bücher erklärte er einst den Deutschen in Ost und West die psychologischen Folgen der Wiedervereinigung. Bis vor fünf Jahren leitete der Mediziner außerdem die Klinik für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie im Diakoniekrankenhaus. Unter dem Schutz der kirchlichen Einrichtung entwickelte er dort besondere Konzepte der Psychotherapie in der DDR. Eine Lebensleistung, die bis heute nachwirkt. Am 17. Februar wird Maaz 70 Jahre alt. Grund genug, ein Resümee seiner bisherigen Arbeit zu ziehen.

Sie werden in diesen Tagen 70 Jahre alt. Da drängt sich die Frage auf, ob Sie noch täglich arbeiten.

Maaz: Therapeutisch bin ich nur noch zwei Stunden pro Woche tätig. Und das auch nur für ehemalige Patienten und Kollegen. Außerdem mache ich noch regelmäßige Supervisionen und Lehranalysen. Und ich bin viel unterwegs. Gerade ist mein neues Buch „Die narzisstische Gesellschaft“ erschienen. Da kommen viele Anfragen für Lesungen und Vorträge. Und obwohl ich mich bemühe, diesen Wünschen zu entsprechen, so kann ich längst nicht alle realisieren. Grundsätzlich muss ich sagen, dass mein Terminkalender oft noch zu voll ist.

Wie kommen Sie damit zurecht?

Maaz: Älterwerden bedeutet auch, dass man lernen muss, loszulassen. Ich lehne zwar Angebote ab, aber es fällt mir schwer, Wichtiges von Unwichtigerem zu trennen. Andererseits ist das Ziel des Rentenalters ja nicht, im Liegestuhl zu liegen. Es ist eine Kunst, das noch Notwendige zu tun, das Altersgemäße zu finden und zur Zufriedenheit zu gelangen.

Hilft Ihnen ihr Beruf als Psychotherapeut bei der Lösung solcher Konflikte?

Maaz: Ja, unbedingt. Es ist doch eine Illusion zu glau-

ben, dass man in seinem Leben immer mit allem gut klarkommt. Bei Konflikten ist es wichtig, die Dinge kritisch zu reflektieren. Insofern wende ich meine eigenen psychotherapeutischen Techniken natürlich auch bei mir selbst an. Manchmal hole ich mir auch Hilfe. Und ich bin damit bisher immer gut gefahren.

Ihre Arbeit als Psychotherapeut ist eng mit Ihrer Zeit im Diakoniekrankenhaus verbunden. Dort konnten Sie unbehelligt von der Staatsmacht etwas für die damalige Zeit in der DDR völlig Neues aufbauen. Wie sehen Sie diese Zeit heute?

Maaz: Ich konnte im Diakoniekrankenhaus zu DDR-Zeiten wie in einem Refugium arbeiten. Dafür bin ich dem Diakoniewerk Halle noch heute unendlich dankbar. Obwohl ich selbst nicht stark religiös gebunden bin, gab man mir den Raum, meine Arbeit frei von staatlicher Aufsicht zu entwickeln. So konnte ich die erste psychotherapeutische Klinik im kirchlichen Bereich aufbauen. Die Genehmigungen dafür zu erhalten, war für das Rektorat des Diakoniewerks sicher nicht einfach gewesen.

Wie muss man sich Ihre damalige Arbeit konkret vorstellen?

Maaz: Ich konnte die Klinik ohne politische oder ideologische Einschränkungen entwickeln. Das bedeutet:



es kamen erstmals Methoden zum Einsatz, die es in der DDR nicht gab. Wir hatten viele Kontakte zu Medizinern und Psychotherapeuten im Westen. Ein berühmtes Beispiel dafür ist Eva Reich aus den USA, die Tochter des berühmten Psychiaters und Psychotherapeuten Wilhelm Reich. Sie war mehrfach bei uns und hat Seminare über die von ihrem Vater entwickelte Körpertherapie gehalten. Ich habe viel von ihr gelernt. Diese zarten Anfänge im Bereich der Weiterbildung habe ich dann immer mehr systematisiert. Nach und nach haben wir zunehmend Westkollegen eingeladen, so dass unsere Mitarbeiter und interessierte Berufskollegen stets neue Methoden kennenlernen konnten. Das wäre im staatlichen Gesundheitssystem zu dieser Zeit undenkbar gewesen.

Ihre therapeutischen Methoden waren der Staatsmacht ein Dorn im Auge. Warum eigentlich?

Maaz: Ich folgte immer meiner Maxime, ein Leben in Würde zu führen. Und zwar unter den Bedingungen, die zur damaligen Zeit herrschten. Dazu wollte ich stets auch meine Patienten befähigen. Die Methoden der Psychotherapie waren dafür eine wichtige Voraussetzung. Insofern war die Therapie durchaus subversiv, zum Beispiel, wenn die Patienten lernen sollten, für sie belastende Dinge nicht zu unterdrücken. Wir lehrten sie quasi mehr

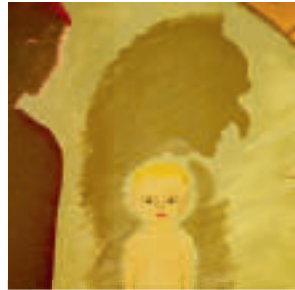
Selbstbewusstsein zu zeigen und Kritik zu äußern. Damit agierten wir natürlich gegen die gesellschaftliche Norm. Das habe ich oft als Problem erlebt, denn wir durften die Patienten natürlich nicht gefährden.

Wer kam denn zu DDR-Zeiten in Ihre Therapie?

Maaz: Oft waren es unangepasste Personen, die dadurch Probleme mit dem System hatten. Aber auch Genossen und Lehrer waren darunter. Einigen war allerdings schon vor Antritt ihrer Therapie klar, dass sie aus diesem System aussteigen wollten, weshalb sie an ihrem Arbeitsplatz nicht selten sogar unter Druck gesetzt wurden.

Mussten die Patienten Repressionen fürchten?

Maaz: Obwohl ich nach der Wende aus meiner Stasiakte erfahren habe, dass auch unter meinen Mitarbeitern Stasi-IMs waren, habe ich nie etwas über Schäden und Folgen für Patienten erfahren. Krankenakten haben wir nie an irgendwelche Behörden herausgegeben. Und als zusätzlichen Schutz haben wir politisch brisante Inhalte nicht schriftlich vermerkt. Zu Beginn jeder Gruppentherapie habe ich zudem darauf aufmerksam gemacht, dass es auch sein kann, dass Gruppenmitglieder von der Stasi befragt werden. Da in einer Gruppe sowieso nicht politisch diskutiert wird, sondern ganz persönliche Ange-



legenheiten geklärt werden, ist man auch nicht mehr mit Geheimnissen erpressbar. Das hat sehr entängstigt.

Ihre Patienten befanden sich oft in einer schwierigen Lage. Konnten Sie ihnen dennoch helfen?

Maaz: Ja. Dieser Effekt lässt sich sogar belegen. Wir haben damals eine statistische Befragung unter den Patienten durchgeführt. 67 Prozent von ihnen waren auch noch ein Jahr nach der Therapie zufrieden mit den Erfolgen, die sie erreicht hatten.

Was genau konnten die Patienten aus den Therapien für ihren Alltag mitnehmen?

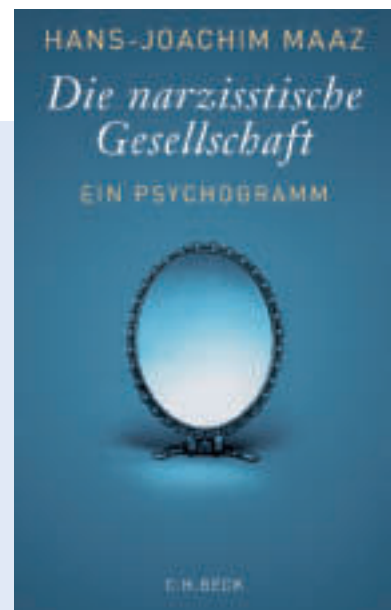
Maaz: Es ging stets darum, sich besser auf gegebene Situationen einzustellen. Wir konnten die politischen Verhältnisse in der DDR ja nicht ändern. Aber wir konnten den Patienten zeigen, wie man besser auf die bestehenden Verhältnisse reagiert. Das Ziel dieser Arbeit sollte immer sein, besser leben zu lernen und das heißt, individuelle Schwierigkeiten und gesellschaftliche Behinderungen gut differenzieren zu können. Ein wesentlicher Schlüssel für ein gutes Leben – damals wie heute – liegt in der Qualität der menschlichen Beziehungen.

Welchen Einfluss hatte die politische Wende in der DDR auf Ihre Arbeit?

Maaz: Es klingt vielleicht kurios: Aber in unserer Klinik gab es quasi keine Wende. Denn wir haben schon vorher sehr frei arbeiten dürfen. Allerdings kamen die Menschen plötzlich mit anderen Problemen zu uns. Sie litten unter der Entwertung ihrer Lebensleistung oder unter den Folgen ihrer Arbeitslosigkeit. Unser therapeutisches Konzept blieb das Gleiche. Die Wende bekam ich bestenfalls durch eine Zunahme an Bürokratie zu spüren. Zu DDR-Zeiten konnten wir selbst darüber entscheiden, wie und wie lange wir Patienten behandelten. Nach der Wende musste ich Therapieform und Dauer bei Krankenkassen rechtfertigen. Das hat oft viel Zeit in Anspruch genommen, die weniger für die Arbeit mit Patienten zur Verfügung stand. So gesehen habe ich nach der Wende sogar ein Stück Freiheit eingebüßt.

Ist Ihnen der Abschied von Ihrer Arbeit als Chefarzt im Diakoniewerk schwer gefallen?

Maaz: Ja. Auf meiner Abschiedsrede habe ich gesagt, dass ich gehen möchte, bevor ich herausgetragen werde. Außerdem wollte ich meinen „Ruhestand“ als wichtigen Lebensabschnitt auch noch bewusst gestalten. Was meine Arbeit im Diakoniewerk angeht, so vertraue ich



darauf, dass sie in den Patienten weiterlebt und von den Therapeuten, die von mir ausgebildet worden sind, auch weitergetragen werden. Denn, wenn sie gut war, wird sie Bestand haben.

Was ist Ihr nächstes Projekt?

Maaz: Ich arbeite an einem neuen Buch. Darin will ich für Laien verständlich erklären, was Psychotherapie eigentlich ist.

Haben Sie bei all der Arbeit Zeit, Ihren Geburtstag zu feiern?

Maaz: Natürlich. Es wird sowohl eine private als auch eine offizielle Feier geben. Und für März ist sogar ein Ehrensymposium geplant. Ich freue mich darauf.

Das neue Buch von Dr. Hans-Joachim Maaz ist im Oktober 2012 erschienen. Laut Info des Verlages C.H. Beck enthält es ein schonungsloses Psychogramm unserer orientierungslosen Gier- und Konsumgesellschaft, die in die Narzissmus-Falle geraten ist.

Solange wir keine Wege finden, diesen Narzissmus und die ihm zugrunde liegende Bedürftigkeit zu zähmen, so lange gleichen alle unsere Versuche, die Krise zu überwinden und die gesellschaftlichen Verhältnisse doch noch zum Besseren zu verändern, einem Stühlerücken auf der Titanic. Das Buch kostet 17,95 EUR.

Die Physiotherapie in der Poli Reil bietet günstige Öffnungszeiten und kurze Wege – Annett Seyffert leitet die Abteilung.

Vor der Arbeit zur Behandlung



PoliReil Diakoniewerk Halle

Öffnungszeiten der Physiotherapie:

Mo – Mi 06:30 Uhr – 17:30 Uhr

Do 06:30 Uhr – 17:00 Uhr

Fr 06:30 Uhr – 12:30 Uhr

Terminvergabe Tel.: 0345 5294107

*Ein barrierefreier Zugang
über den Fahrstuhl ist möglich.*

Hugo, der Skelett-Mann aus Papier mit den großen, gnubeligen Gummi-Augen steht in einer Ecke des Arbeitszimmers von Annett Seyffert. Vor elf Jahren hat ihn eine Patientin als Bastelbogen dagelassen, Annett Seyfferts Tochter hat ihn anschließend zusammengesetzt. Seitdem kann sie interessierten Patienten während der Behandlung so manches Detail viel anschaulicher erklären. „Als Modell passt er gut in unser Metier,“ sagt sie. – Ihr Metier, das ist die Abteilung Physiotherapie im dritten Stock der Poli Reil, deren Leiterin die 45-Jährige inzwischen ist.

Annett Seyffert ist Physiotherapeutin „mit Leib und Seele“, wie sie sagt. „Mein Beruf ist ein wichtiger Baustein, wenn Menschen mit Bewegungseinschränkung mobilisiert werden sollen.“ Sehr oft schon habe sie erlebt, dass Patienten nach einem Unfall eher pessimistisch auf den eigenen Gesundheitszustand blickten. Sie zum Aktivsein zu motivieren und im Verlauf der Behandlung auch zu sehen, wie sich Erfolge einstellen, das verschafft ihr nach eigenem Bekunden „eine große Zufriedenheit“.

Seit dem Ende ihrer Ausbildung im Jahr 1986 ist sie in der Poli Reil tätig. „Ich liebe dieses Haus“, sagt sie und ergänzt: „Das Konzept einer Poliklinik überzeugt mich.“ Die Vorteile liegen einfach auf der Hand: „Die Patienten

haben kurze Wege und wir können uns im Bedarfsfall schnell mit den behandelnden Ärztinnen im Haus in Verbindung setzen,“ so Seyffert.

Gemeinsam mit ihrem dreiköpfigen Team versorgt sie die Patienten in drei Behandlungs- und einem Gymnastikraum. „Wir bieten das komplette Behandlungsspektrum einer Physiotherapie-Praxis an, von Lymphdrainage über Massagen bis hin zu manueller Therapie.“

Zu den Patienten gehören viele Mitarbeiter der umliegenden Ämter. Sie schätzen vor allem die günstigen Öffnungszeiten der Abteilung. Ab 6:30 Uhr wird behandelt. Und das ist für viele Berufstätige eine gute Gelegenheit, die medizinische Behandlung vor Arbeitsbeginn zu absolvieren. Außerdem legt Annett Seyffert großen Wert auf Pünktlichkeit. „Heutzutage will niemand mehr lange Wartezeiten in Kauf nehmen. Durch unser gut organisiertes Bestellsystem kommen wir diesem Wunsch entgegen.“

Darüber hinaus bieten die Physiotherapeutinnen aus der Poli Reil Hausbesuche an und behandeln außerdem die Bewohner der Seniorenheime des Diakoniewerks vor Ort. „Einige Patienten, die ich dort betreue, kenne ich schon seit fünfzehn Jahren,“ sagt Annett Seyffert. „Das schafft großes Vertrauen.“

Mit einem Festwochenende im April begeht das Diakoniewerk ein besonderes Jubiläum

Die Kirche im Diakoniewerk wird 120 Jahre

Am 23. April 1893, dem Sonntag Jubilate, wurde nach nur einem Jahr Bauzeit die Kirche auf dem Gelände der damaligen Diakonissenanstalt eingeweiht. Mit ihr fand die wachsende Bedeutung der Anstalt einen schönen Ausdruck in Stein.

Bereits im Jahr 1891 war die Zahl der Diakonissen auf 117 angestiegen und weitere Einsegnungen standen bevor. Die damals existierende Kapelle innerhalb des Krankenhauses war den Anforderungen längst nicht mehr gewachsen. Der Festgottesdienst zum Jahresfest musste in der Laurentiuskirche gehalten werden. So entstand der Plan, eine eigene Anstaltskirche zu bauen. Unter Leitung des Architekten Friedrich Fahren wurde dann nach einer Hauskollekte im Mai 1892 der Grundstein gelegt.

Der Tag der Einweihung wurde wohl mit Bedacht gewählt. Denn die architektonischen Pläne der Kirche verbanden auf geschickte Weise Tradition mit Neuerung. Friedrich Fahren richtete sich nach dem damals neuen „Wiesbadener Programm“ für evangelische Predigtkirchen, welches sich für mehr Funktionalität bei Kirchenbauten einsetzte. Beispielsweise ist der Altar, als Zentrum des liturgischen Geschehens, auf drei Seiten vom Gestühl der Kirche umgeben und erlangt so auch räumlich zentrale Bedeutung. Auch die direkte Verbindung zwischen Krankenhausgebäude und Kirche ist in Umsetzung des Programms entstanden. Die Kirche ist eines der ersten Bauwerke des neuen Typus.

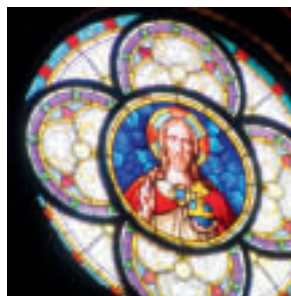
Bis heute ist die Inneneinrichtung der Kirche fast vollständig im neogotischen Originalzustand erhalten. Ein Teil der ursprünglichen Malerei, die das gesamte Deckengewölbe bedeckte, ist heute noch über der Orgel in einem restaurierten Abschnitt zu sehen.

Zu den Schätzen der Kirche gehört auch die romantische Orgel, welche 1908 vom Orgelbaumeister Rühlmann Senior aus Zörbig eingebaut wurde. Sie ist das einzig erhaltene Original der Orgelbauanstalt, das noch seine ursprüngliche romantische Disposition und damit seinen authentischen Klang besitzt. Zu erleben ist dieser Klang während der monatlich stattfindenden Musikalischen Vespere oder auch jeden Mittwoch ab 16 Uhr für 20 Minuten.



Den meisten Besucherinnen und Besuchern dürften die großen Bleiglasfenster der Nordempore bekannt sein. Im rechten Fenster sieht man Jesus im Gespräch mit Maria und Martha, im linken Fenster ist das Gleichnis vom barmherzigen Samariter dargestellt. Das Motiv des mittleren Fensters ist einzigartig in Halle: es zeigt die Himmelfahrt Jesu.

Zum Jubiläum der Kirche lädt das Diakoniewerk Halle zu einem Festwochenende vom 19. bis 21. April ein. Wieder ist es der Sonntag Jubilate, der für die Feierlichkeiten gewählt wurde. Neben einem Festgottesdienst und einem Konzert wird es auch Führungen geben sowie die eine oder andere Möglichkeit, verborgene Schätze der Kirche zu bestaunen. Das detaillierte Programm wird rechtzeitig über Aushänge und die Internetseite des Diakoniewerkes bekannt gegeben.



Meldungen

Neue Chefärztin begrüßt



Das Radiologische Zentrum im Diakoniekrankenhaus hat eine neue Chefärztin: Im Januar wurde Dr. Kathrin Ruschke mit einem Empfang an ihrer neuen Wirkungsstätte begrüßt. Die erfahrene Medizinerin hat an der Martin-Luther-Universität in Halle studiert und stammt aus Aschersleben. Sie ist seit 20 Jahren als Ärztin tätig. Künftig wird sie sowohl den Patienten im Diakoniekrankenhaus als auch in der Radiologie in der Poli Reil zur Verfügung stehen.

Die Radiologie ist eine der ältesten Abteilungen des Diakoniekrankenhauses. Das Zentrum, dem Ruschke nun vorsteht, ist gleichzeitig Nebenbetriebsstätte der Poli Reil und damit ein zentraler Teil des ambulanten Angebots im Diakoniekrankenhaus.

Beliebte Reihe wird fortgesetzt

Die beliebte Reihe „Medizinischer Sonntag“ wird auch im Jahr 2013 fortgesetzt. Geplant sind derzeit sechs Veranstaltungen, an denen jeweils verschiedene Fachleute über ausgewählte medizinische Themen für Laien verständlich referieren. Die Vorträge finden wie bereits in den Vorjahren jeweils im Foyer des Diakoniekrankenhauses statt. Den Auftakt bildet im März eine Veranstaltung über Darmerkrankungen und ihre Behandlung. Weitere Termine sind für die Monate April und Mai sowie September, Oktober und November geplant.

Weitere Informationen gibt es unter:
www.diakoniewerk-halle.de

Ausstellung in Geriatriischer Tagesklinik



„Die Kunst des Friedens“ lautet der Titel einer Ausstellung in der Geriatriischen Tagesklinik des Diakoniekrankenhauses. Sie zeigt Bilder von Schülerinnen und Schülern, die während eines Plakatwettbewerbs entstanden sind. Frieden – das ist aus Sicht der Jugendlichen nicht nur eine Frage in Syrien oder Afghanistan. Frieden meint auch die Situation in Halle mit ihren gesellschaftlichen Ungleichheiten, den sozialen Frieden.

Anlässlich der Ausstellungseröffnung wurde der Öffentlichkeit außerdem ein altengerechtes Memory-Spiel präsentiert, das im Diakoniewerk entwickelt und mit Spenden finanziert wurde. Die Leiterin des Sozialen Dienstes im Johannes-Jänicke-Haus, Kathrin Kamara, gestaltete es explizit für die Bedürfnisse älterer Menschen. Die Produktion des Spiels wurde durch zahlreiche Spenden ermöglicht, unter anderem durch den Lions Club Halle – Dorothea Erxleben, die Adler-Apotheke, die Praxis für Logopädie, Stimm- und Sprechtherapie Anja Block und Andrea Senftleben.



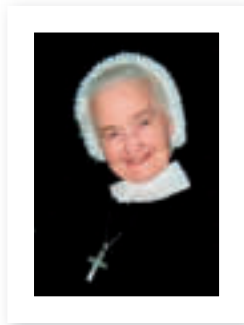
Diakonisse Anne-Marie Bästlein
* 08.07.1922 – † 28.02.2012



Diakonisse Elsbeth Müller
* 03.02.1919 – † 11.11.2012



Diakonisse Renate Reif
* 16.12.1932 – † 17.09.2012



Diakonisse Charlotte Konze
* 19.12.1919 – † 27.12.2012



Oberin i.R. Ruth Kühne
* 04.07.1920 – † 17.09.2012



Diakonisse Hildegard Klar
* 24.01.1921 – † 06.04.2012

Nachruf

Im Jahr 2012 mussten wir in der Schwesternschaft von sechs Diakonissen Abschied nehmen. Sie durften sich, von allem Leiden und Sorgen des irdischen Lebens befreit, in Gottes schützende Hände begeben. Abschied nehmen von lieben Menschen ist ein Stück der Erinnerung aller Zeiten menschlichen Lebens, Hoffnung auf das, was kommen wird. Leben in Christus heißt nicht nur auf grünen Auen zu gehen, so wie wir es im 23. Psalm beten, sondern auch durch finstere Täler, ohne dabei Angst und Furcht zu durchleben.

„Christus ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn.“

Wir danken Gott, dass wir die Mitschwester unter uns hatten und dass sie treu ihren Dienst unter den Kranken und Bedürftigen ausrichten konnten.

Oberin Sr. Elisabeth Koch

Termine

29. Januar 2013 – 18:00 Uhr

Geriatrische Tagesklinik / Mutterhaussaal

Ausstellungseröffnung „Die Kunst des Friedens“ und Sinfoniekonzert Beethovens 6.

13. Februar 2013 – 12:30 Uhr

Kirche im Diakoniewerk

Werkandacht „Der Weg durch die Passionszeit“

23. Februar 2013 – 18:30 Uhr

Kirche im Diakoniewerk

Musikalische Vesper: Musik für Blockflöte und Orgel

01. März 2013 – 15:00 Uhr

Mutterhaussaal

Gottesdienst zum Weltgebetstag „Ich war fremd, ihr habt mich aufgenommen“

17. März 2013 – 11:00 Uhr

Oberes Foyer Diakoniekrankenhaus

Medizinischer Sonntag
„Das Darmzentrum stellt sich vor“

03. April 2013 – 12:30

Kirche im Diakoniewerk

Werkandacht „Ostern – das Fest im Licht“

19. – 21. April 2013

Diakoniewerk

Festwochenende zum 120-Jährigen Jubiläum der Kirche im Diakoniewerk

(bitte detailliertes Programm der Tagespresse und Plakatierung entnehmen)

28. April 2013 – 11:00 Uhr

Oberes Foyer Diakoniekrankenhaus

Medizinischer Sonntag
Thema noch offen

Die Moralfrage

Welche Auswirkungen hat die Inklusion auf die Betreuung von Menschen mit Behinderung im Diakoniewerk?



Seit in Deutschland im Jahr 2009 die UN-Behindertenrechtskonvention in Kraft getreten ist, wird viel über Inklusion berichtet. Das Thema geht uns alle an, denn nur, wenn sich alle darauf einlassen, kann Inklusion wirklich gelingen. Jeder Mensch muss die Möglich-

keit erhalten, sich vollständig und gleichberechtigt am gesellschaftlichen Leben zu beteiligen. Ganz gleich, welche individuellen Fähigkeiten er oder sie einbringen kann.

Diese Forderungen werden natürlich auch bei uns im Bethcke-Lehmann-Haus umgesetzt, und zwar nicht erst, seit die Behindertenrechtskonvention in Kraft getreten ist. Bei uns leben 24 Menschen mit Behinderung unter einem Dach. Wir bemühen uns ständig, ihre Selbständigkeit zu fördern, damit ihre Teilhabe am Leben außerhalb der geschützten Atmosphäre des Hauses so groß wie möglich sein kann. Das ist nicht immer leicht, denn natürlich sind ihnen Grenzen gesetzt. Eine wichtige Aufgabe für uns ist es daher, die Bewohner zu befähigen, ihre individuellen Möglichkeiten und Fähigkeiten realistischer einschätzen zu lernen.

Aber letztlich ist Inklusion ein Thema, das nicht nur in Einrichtungen der Behindertenhilfe eine Rolle spielen sollte. Es geht uns alle an. Denn nur, wenn alle Menschen bereit sind, die Forderungen der Inklusion anzuerkennen, kann sie wirklich gelingen. Gelebte Inklusion bereichert den Alltag, und zwar von Menschen mit und ohne Behinderung gleichermaßen.

Es antwortet:

Kerstin Conrad,

Leiterin des Bethcke-Lehmann-Hauses

Impressum:



Diakoniewerkschau

Ausgabe 01_2013

*Zeitschrift des Diakoniewerks Halle
Herausgeber und v.i.S.d.P.:
Elke Hirsch (Kaufmännische Vorständin)*

Redaktion:

Ines Godazgar, Udo Israel, Elke Hirsch

Kontakt:

*Diakoniewerk Halle
Lafontainestraße 15 • 06114 Halle (Saale)
info@diakoniewerk-halle.de
www.diakoniewerk-halle.de*

Bestellmöglichkeit:

*Tel.: 0345 778-6203
info@diakoniewerk-halle.de*

Abbildungsnachweis:

*Archiv Diakoniewerk Halle,
Doris Faust: S. 2
Ines Godazgar: S. 3, 4, 6, 7, 12
Holger Volk: S. 13
Markus Scholz: S. 14
Michael Uhlmann: S. 16*

Gestaltung:

Holger Volk

Druck:

www.druckerei-mahnert.de

